

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 13 (1945-1946)

**Rubrik:** Kleine Rundschau

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# K L E I N E R U N D S C H A U

## ZU EINEM BEGRIFF DES POETISCHEN

*Bei Anlaß der Neuausgabe von Hermann Hesses «Morgenlandfahrt»*

Es gibt Wörter, die scheinen epochenlang als bloße grammatische Derivate zu warten, daß ihnen die Anschauung zuwachse, für welche sie sich als ein Begriffsgefäß geduldig bereitgehalten haben. Als ein solches Wort empfinden wir — denn beweisen ist hier schwierig — den Begriff des Poetischen. Man kann in der Tat durch ganze Jahrhunderte der Kunst und der Dichtung schweifen und dabei sehr gut ohne diese Bezeichnung auskommen. Dann aber häufen sich um 1900 bis in unsere Gegenwart die Erscheinungen, denen wir das Wort aufgespart wissen möchten. Wie anders nämlich als mit dem Begriff des Poetischen sollten wir bei aller Mannigfaltigkeit jenes Gemeinsame bezeichnen, welches sich etwa in den sonderbaren kleinen Prosastücken Franz Kafkas sowohl als in den Träumereien eines Léon-Paul Fargue findet, der «au fil de ses songes» durch das Paris seiner Seele flaniert — in den entzückten und kauzig versponnenen Aufsätzen Robert Walsers wie im geheimnisvollen Auflieuchten des Wunderbaren in der unscheinbarsten Begebenheit, wenn sie Regina Ullmann erzählt — in dem heimlichen Zauber, um den Henri Rousseau die Welt eines Pariser Kleinbürgers erhöht hat, wie in den Malgedichten eines Paul Klee, wo die Farben manchmal so wunderbar aneinander aufklingen wie «goldene Denkmünzen auf einem wollenen Tuch»?

Indes der Begriff begreift hier sozusagen schneller als wir selber. Zu erklären nämlich, was uns die Sicherheit gibt, alle diese disparaten Erscheinungen dem einen Wort zu subsumieren, ist zunächst arge Verlegenheit. Je näher man zusieht, um so weniger wollen sich die eingangs aufgerufenen Beispiele gleichen. Was könnte weiter auseinanderliegen als der verliebte Realismus Robert Walsers und die Träumereien eines Paul Klee, in denen es überhaupt nichts Imitatives mehr gibt — was wäre jenen den Geist absorbierenden Klang- und Gedankenassoziationen Léon-Paul Fargues ferner als die altjüngferliche Säuberlichkeit Regina Ullmanns — was ist verschiedener von dem leidvollen ironischen Tiefsinn Kafkas als der sich selber niemals begreifende Zauber beim Zöllner Rousseau?

Doch führen wir den Blick zu nahe an diesen Erscheinungen vorüber, als daß sie uns ihr Gemeinsames offenbaren könnten. Aus einiger Ferne aber will es scheinen, daß allem Aufgezählten das Kleine, Unscheinbare und Unbeachtete zugrunde liegt, das die Poesie kaum je zuvor ihrer würdig erachtet hätte, das aber hier eine Erhöhung erfährt, die wir eben als das Poetische begreifen. Das Allerhöchste, was die Welt an Schönheit hervorgebracht hat, die Tragödien Racines etwa oder die Malerei Raffaels, kann deshalb nicht «poetisch» heißen, weil es stofflich jene Bindung nach unten ans Banale, Sonderbare und Ausgefallene nicht besitzt. Hier hält sich alles auf gleicher Höhe, das Dargestellte wie die Darstellung. Das Poetische aber lebt durch jene Spannung, zwischen dem Kleinen, Alltäglichen und einem höheren Glanz. Die besondere Art seiner Schönheit tritt vielleicht am deutlichsten heraus, wenn wir bei einer Naturwissenschaft einen Vergleich ausborgen: man kann sich jederzeit davon überzeugen, daß unter den Vertebraten die Säugetiere die weitaus höchste Organisation darstellen;

aber wir werden doch nie müde werden, den unserem Poetischen entsprechenden ganz besonderen Reichtum von Laune und Phantasie zu bewundern, den die Natur beispielsweise an die Art der Vögel verschwendet hat. Jene die poetische Schönheit auszeichnende Spannweite zwischen dem bescheidenen Anlaß und seiner künstlerischen Ueberhöhung ist nun nicht als Fallhöhe zu verstehen, denn das Höhere reduziert sich dabei nicht auf das Gemeine wie bei der komischen Wirkung geschieht, sondern das Gemeine weitet sich ins Bedeutende aus. Diese *Steighöhe* durchmißt bei Kafka den Weg vom Kleinbürgerlichen ins Unheimliche und Beängstigende, bei Walser von einem naiv-glücklichen Naturfühlen zu sonderbarer, oft gefährdeter Versponnenheit, bei Klee von kindlicher Kleckserei und Strichelei zu traumhaft harmonischen Gebilden, bei Rousseau vom bescheidenen Alltag, den er als solchen gar nicht wahrgenommen hat, zu jenem Wunderbaren, in welchem er fortwährend lebte und das ihn seinen Mitmenschen als verrückt erscheinen ließ, bei Fargue von den ungezählten und ungesonderten Einzelheiten seines Alltags, die sich in seinem Auge wie in einem Kaleidoskop drehen, zu den Klangfiguren, zu denen sie sich im Medium seines Dichtertums schlichten, bei der Ullmann endlich von einer weiblichen Kleinwelt zu den höheren und sanft geheimnisvollen Mächten, die sich an ganz bescheidenen Menschen darstellen, ohne daß diese selber recht wüßten, wie ihnen geschieht. Die Kräfte, welche jeweils diese Höhe überwinden, sind die verschiedensten: bei Kafka ist es ein tiefesinniger Humor, bei Walser ein ironisches und doch ganz und gar nicht zu verhaltendes Entzücken, bei Fargue ein sich alles anverwandelter Rhythmus der Seele, bei Regina Ullmann die reine Frömmigkeit dem Kleinsten gegenüber, bei Klee die Ahnung von Rhythmen und Harmonien, denen er die einfachsten Linien und Farben dienstbar zu machen weiß, bei Henri Rousseau jene noble Arglosigkeit, die in einer ziel- und absichtsvollen Welt immer als Unzurechnungsfähigkeit gelten wird.

Die Dichtung nun, die Anlaß zu diesem umständlichen Exkurs war, Hermann Hesses Erzählung «*Die Morgenlandfahrt*»<sup>1</sup> — selber ein in hohem Maß «poetisches» Werk —, besitzt eine gewisse Schicht der Deutbarkeit, in welcher sie den Begriff des Poetischen selber zum Thema zu haben scheint. Berichtet wird hier nämlich von einer Art phantastischen Ordens, der sich auf der Fahrt nach einem Morgenland der Seele und des Geistes befindet. Der Icherzähler ist zunächst rührend, aber ohne Glück bemüht, von diesem Bunde, dem er einst mit allem Enthusiasmus seines Gemütes angehört hatte und der jetzt verfallen scheint, Kunde zu geben. Doch im Laufe seiner treuherzigen Bemühung, das Vergangene zu erinnern, findet er besiegelt und beschämmt, daß nicht der Bund tot ist, sondern er selber ihm abgestorben war, daß die Morgenlandfahrt hier und überall, jetzt und allezeit statthat, wenn man nur selber sein Gemüt so rein zu stimmen weiß, daß es die höheren Ordnungen wahrnimmt. Da ist es, als würden das arme eigene Ich und der kurze Augenblick, in dem es sich befindet, zum Schnittpunkt aller Linien, die sich ziehen lassen von jeglichem Punkte aus, der in Raum und Zeit unserer Welt etwas Großes und Schönes bezeichnet. Da wird all das Kleine und verzweifelt Banale, das uns allseits umgibt, bedeutsam und reich, die unbeachteten Nachbarn kommen daher wie Könige und Würdenträger, und morgenländischer Duft umgibt das Nächste. Eine ideale Ordnung des Geistes tut sich, wo immer man die Augen wirklich aufschlägt. Die bestürzende Einsicht, daß alles, was uns zustößt, wir selber sind, findet durch den schlichten Zauber der Gestalten ihre dichterische Evidenz. Dem Bescheidensten und Kleinsten, wenn man es richtig, das heißt nun: poetisch zu sehen und zu ordnen weiß, bleibt so die Bedeutung des Großen und des Ganzen einkopiert, sei diese nun eine leidvolle wie bei Kafka oder eine freundliche wie bei Hesse. Ja, könnten wir uns voreinander wappnen mit dem Poetischen um und um, so wären wir vielleicht alle Brüder.

HANS NAF

<sup>1</sup> Neu erschienen im Verlag Fretz & Wasmuth, Zürich

## EWIGES GRIECHENLAND

Das von Martin Hürlimann im Atlantisverlag herausgegebene Lesebuch und Bilderbuch dieses Titels gruppiert um einzelne thematische Mittelpunkte jeweils eine Anzahl schöner Bilder von Landschaften, Bauwerken und Skulpturen zusammen mit griechischen Texten in Uebersetzung und Aufsätzen neuer Reisenden, doppelt dankenswert in einer Zeit, in der Griechenland von neuem in unerreichbare Ferne gerückt ist. So bedarf dieser schöne Band keiner weiteren Empfehlung. Dafür seien einige Ueberlegungen über das Thema Griechenland angeknüpft.

Die in diesem Sammelband vereinigten Aufsätze neuerer Zeit stammen aus der geistigen Haltung des Klassizismus, an der die klassische Archäologie mehr oder weniger ausgesprochen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts festhielt; doch treten uns diese Zeugnisse eines edlen Idealismus hier nicht ausdrücklich als Aeußerungen einer bestimmten, zeitlich zurückliegenden Geisteshaltung entgegen, als welche wir etwa die Aeußerungen eines Humanisten der Renaissance lesen würden, sondern als wesentlich zeitgenössische Zeugnisse mit dem Anspruch auf aktuelle Gültigkeit.

Hier ist nun mit aller Schroffheit zu fragen: genießt diese Bildungswelt heute noch den nötigen Kredit, um auch von der Gegenwart als verbindlich anerkannt zu werden? Fühlen wir uns von der edlen Begeisterung dieser Griechenlandreisenden und Griechenlandforscher so unmittelbar angesprochen, daß sie in unserem Namen reden und daß unsere Generation — oder, was noch wichtiger wäre, die kommende — sich willig dieser Begeisterung anschließen würde, auf das Zeugnis dieser Lehrer hin? — Ich fürchte — nein. Die ganze riesige Erlebnis- und Gedankenmasse des modernen Materialismus mit seiner Technik und seinen exakten Wissenschaften, seinen sozialen Problemen und Revolutionen, und erst noch die beiden eng damit verknüpften Weltkriege haben sich zwischen die serene Welt des Klassizismus und die Gegenwart geschoben — und vor diesen neuen Erfahrungen wird die Antike ihre Unentbehrlichkeit zu erweisen haben, wenn ihre Kenntnis als unentbehrlicher Bildungsfaktor Geltung behalten soll. Die deutsche Archäologie, die seit Winckelmann weithin das Feld beherrschte, ist eine Spezialwissenschaft neben anderen Spezialwissenschaften geworden, die in ihrer Gewissenhaftigkeit ihre Würde besitzt; aber die Strahlungskraft eines allgemein kulturbildenden Faktors ist jedenfalls im heutigen Zeitpunkt fast erloschen. Eine ethische Haltung ist daraus nicht mehr abzuleiten und wird von ihr selbst auch gar nicht mehr postuliert. Es sind nicht zuletzt die akademischen Bildungsstätten selbst, die ihre Fahne gestrichen haben, indem sie auf die Kenntnis des Griechischen bei ihren Studenten, nicht nur der technischen und naturwissenschaftlichen, sondern selbst der geisteswissenschaftlichen Fächer verzichten. Und heute gibt es bereits einzelne Dozenten, denen das griechische Bildungsfundament mangelt. Das mag in jedem einzelnen Fall durch andere Qualitäten kompensiert werden — im Ganzen gesehen, bedeutet dieser Verzicht eine Senkung des Niveaus, deren Folgen sich mit der Zeit potenzieren. Offensichtlich wird die Kenntnis des Griechischen heute nur noch als ein technischer Behelf taxiert — unentbehrlich für gewisse Spezialisten, wie Theologen und Altphilologen, analog dem Chinesischen für Sinologen, dem Sanskrit usw. — Sprachen, von denen allgemeine Erkenntnisse ausgehen können wie von jedem ernsthaft gepflegten Spezialgebiet, die man aber nicht jedem Akademiker als unerlässlichen Teil seiner Bildungsgrundlage zumuten dürfte.

In mehr künstlerisch interessierten Kreisen wird die griechische Antike schon lange nicht mehr im gleichen Sinn als normativ und unvergleichlich empfunden wie noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts. Es sind ganze Welten künstlerischer Aeußerungen höchsten Ranges ins europäische Bewußtsein eingetreten,

die nur schon durch ihre Neuheit interessanter wirken, so z. B. die Kunst Ostasiens. Andere, primitive, wie die Kunst der afrikanischen Völker und der Südsee, oder die präkolumbische Kunst Amerikas faszinieren durch ihre Fremdartigkeit, durch die Einblicke in Zusammenhänge der historischen Frühzeit und tiefenpsychologische Aufschlüsse über primitive oder vermeintlich primitive Bewußtseinszustände; die Kunst des Expressionismus hatte ihre besonderen Affinitäten zur Negerkunst; für Picasso und die Surrealisten bedeutet die klassizistische Formensprache ein Instrument neben anderen, das man virtuos und zumeist im Tonfall der Ironie zu spielen versteht, für den modernen Architekten des technischen Stils ist die klassische Architektur ein Gegenstand des Hohnes, denn, von der modernen Technik her gesehen, erscheint alles Antike primitiv, seine irrationale Monumentalität ist der schroffste Gegensatz zum ästhetischen Materialismus, seine statische Gegenständlichkeit das absolute Gegenteil jedes Funktionalismus, während anderseits die rationale Klarheit in der Verwendung aller Kunstmittel neben der magischen Faszination des Technischen und neben den modernen Psychologismen vordergründig, und damit uninteressant erscheint. Die griechische Kunst ist zu einer Formenwelt unter anderen Formenwelten geworden, benachteiligt vom Verruf des Konventionellen, und so steht es letztlich bei der Laune jedes einzelnen, ob er sich für die Griechen interessiert oder für Wohnmaschinen, für Negerkunst oder Ostasien. Und soweit man die Antike lediglich als ästhetischen Tatbestand betrachtet, ist nicht einzusehen, warum es anders sein sollte.

Auf diese Relativierung der griechischen Antike antwortete die Archäologie damit, daß sie den antiken Denkmälerbestand in die Fächer der Wölfflinschen Gegensatzpaare einordnete. Das bedeutete einen Anschluß an die moderne Kunsthistorie, eine Aktualisierung des Faches, die mit einer Lockerung seiner alten Bindung an die klassische Philologie verbunden war. Außerdem zeigte man, wie selbst die griechische Kunst letztlich in den gleichen prähistorischen Schichten wurzelt wie die Negerkunst: die heute als spezifisch modern empfundenen Abbildungswerke über griechische Kunst legen den Akzent auf die archaische Zeit und die Vorzeit bis hinauf ins Geometrische, Mykenische, Helladische, und kaum je fehlen die Masken aus dem Artemisbezirk von Sparta, als ob sich Griechenland vor der Gegenwart durch seine Verwandtschaft mit Nicht-Griechischem und Noch-Nicht-Griechischem legitimieren müßte. Man gewinnt den Eindruck, für viele heutige Betrachter bedeute die Olympioplastik gerade noch die zeitlich unterste Grenze des Erträglichen, des noch einigermaßen als interessant Empfundenen gegen das Klassische hin, das heute ausschließlich im kreidigen Licht des Klassizismus gesehen und in solcher Betrachtung als uninteressant beiseite gestellt wird. Dieses Interesse am Vorgriechischen ist so nötig und aufschlußreich wie jede Prähistorie; aber es kann und will keinen Beitrag geben zum Grundproblem, um das es uns hier geht, nämlich zur Frage der Wichtigkeit der Griechen für die europäische Kultur der folgenden Zeiten bis zur Gegenwart, eine Frage, vor die sich jede Generation von neuem gestellt sieht.

Die Hemmungen, die einer spontanen Wertschätzung der griechischen Kunst im Wege stehen, wird man dem heutigen Betrachter mit noch so edlen Begeisterungen schwerlich ausreden können. Einer — der Not gehorchend — vom Arbeitsethos umgetriebenen dynamischen Gegenwart ist die in sich ruhende Zuständlichkeit der griechischen Figuren fast unzugänglich und ein Aergernis, soweit sie doch verstanden wird. Wieso eine für den heutigen Betrachter so gänzlich unproblematische Figur wie der Speerträger des Polyklet ungeheuren Widerhall finden konnte, wäre erst durch ausholende Interpretation verständlich zu machen. Andere Betrachter sind befremdet von der zur gesellschaftlichen Konvention stilisierten Homosexualität vieler griechischer Jünglingsfiguren und Vasen-

malereien — ein Zug, um den selbst die unchristliche Archäologie aus christlicher Prüderie einen Bogen zu machen pflegt, sobald sie sich an weitere Kreise wendet.

Am schwersten verständlich ist für den, der Kunst ausschließlich als ästhetischen Tatbestand ansieht, die Kunst der Spätantike und ihre enorme geschichtliche Bedeutung. Denn diese Kunstwerke haben durchschnittlich geringe Qualität, das Formniveau liegt unvergleichlich tiefer als das griechische, und doch sind es römische und spätromische Arbeiten gewesen, die den antiken Kulturimpuls weitergetragen haben; nur in ihrem trüben Spiegel ist dem Mittelalter ein Reflex des griechischen Lichtes vor Augen getreten. Nicht nur die gesamte mittelalterliche Kunst aller europäischen Völker beruht ganz oder zum größten Teil auf diesen römischen Formen, sondern sie, und nicht die original-griechischen werden im 15. Jahrhundert von neuem als vorbildlich empfunden und zum Ausgangspunkt für Formenreihen gemacht, die bis heute weiterlaufen. Die Aktualität lag aber beide Male weniger in der ästhetischen Qualität, als in der sozusagen intellektuellen Komponente dieser Kunstwerke; auch noch diejenigen bescheidenen Ranges erschienen als Dokumente und Träger eines wacheren, bewußteren Verhältnisses zur Realität, als es die aus der Dumpfheit der Prähistorie auftauchenden Nordvölker besaßen, und so erzogen sich diese Völker selbst zu bewußterem Dasein durch die Auseinandersetzungen mit den Denkformen und Kunstformen der Antike. Eine nüchterne Analyse dieser objektiv feststellbaren Zusammenhänge würde von neuem die schlechthin grundlegende Bedeutung des griechischen Impulses selbst für die Entwicklungen der jüngsten Gegenwart aufzeigen, ohne daß ästhetische Begeisterung *a priori* dazu vonnöten wäre, anderseits dürften alle noch so entzückten Zeugnisse früherer Bildungsreisenden und Gelehrten, die Deklamationen Lamartines und selbst die edlen Stimmungen eines Hugo von Hofmannsthal nicht hinreichen, das verblassende Bild Griechenlands in die Gegenwart zurückzurufen.

Das sind keine Einwände gegen das Buch von Martin Hürlimann — im Gegenteil. Es ist nötig und dringlich, daß es den Leser vor diese unausweichlichen Fragen stellt, sobald sich's dieser nicht an den schönen Bildern genügen läßt — wozu jeder das Recht hat. Seit zweitausend Jahren ist sich noch jede Generation ihrer eigenen Absichten bewußt geworden in der Auseinandersetzung mit der griechischen Erbschaft — für uns Europäer ist der Baum der Erkenntnis in Griechenland gewachsen und nicht im Paradies.

PETER MEYER

## WERNER WEISBACH: RELIGIÖSE REFORM UND MITTELALTERLICHE KUNST<sup>1</sup>

Das Thema ist kunstgeschichtlich interessant und gibt zugleich ungewollt einen Beitrag zu einem aktuellen Problem: zur Frage der Beziehung des Kunstwerkes zu den außerkünstlerischen Interessengebieten, also zum Thema: «Inhalt und Form». Kunst um ihrer selbst willen hat es im Mittelalter überhaupt nicht gegeben; jede künstlerische Betätigung stand von vornehmerein im Dienst ganz bestimmter erzieherischer oder propagatorischer Absichten der christlichen Kirche. Damit ist nicht gesagt, daß man für die künstlerische Qualität unempfindlich gewesen wäre und daß man nicht an hervorragenden Kunstwerken seine ausdrückliche Freude gehabt hätte, aber die Qualität verstand sich von selbst, wie sie sich für jede handwerkliche Leistung von selbst versteht oder von selbst verstehen sollte, und so hatte man keinen Grund, besonderes Aufheben davon zu machen. Daß man sich über den entscheidenden Punkt, den Unterschied zwischen Kunstwert und Heilheitswert eines kirchlichen

<sup>1</sup> Benziger & Co., Einsiedeln-Zürich, 1945

Gegenstandes — beispielsweise einer Relique und ihres Gehäuses — völlig im klaren war, darüber nämlich, daß beides direkt nichts miteinander zu tun hat, wird durch eine Textstelle aus karolingischer Zeit belegt.

Im speziellen stellt das Buch dar, Welch umfassenden Einfluß die vom Kloster Cluny im Burgund seit dem 10. Jahrhundert ausstrahlende Reformbewegung auf die Kunst des gesamten Abendlandes ausübte. Das ist aus heutiger Perspektive schwer verständlich; denn soweit Klöster überhaupt noch existieren, spielen sie im kulturellen Ganzen eine bescheidene Rolle. Bis ins 12. Jahrhundert bildeten sie dagegen die einzigen Zentren höherer Kultur, ein über ganz Europa ausgebretetes, straff organisiertes System vom Mittelpunkten der Bildung und zum Teil auch der Politik; denn die Kirche war ein realer Machtfaktor schon deshalb, weil die religiösen Vorstellungen genau den gleichen massiven Wirklichkeitscharakter hatten, wie alle anderen Realitäten und wie ihn heute Machtfaktoren wie Handel und Industrie besitzen; nur war die Macht des Religiösen noch viel umfassender, da sie auch noch den weitaus wichtigeren Teil des Lebens traf, nämlich das ewige Leben jenseits des Todes. Die kluniazensische Reform war deshalb weit mehr als nur ein kirchengeschichtliches Ereignis. Ihre kulturgeschichtliche Bedeutung wird erst verständlich vor dem Hintergrunde des radikalen Kulturverfalls, der auf die kurze, ein wenig künstliche Blüte der karolingischen Zeit folgte. Dem Namen nach war unter Karl das ganze westliche Europa christlich geworden, doch blieb die von Karl so klug und eifrig geförderte Kultur doch stark an den Kreis des Hofes und des damit verbundenen hohen Klerus gebunden, so daß sie mit dem Schwinden der kaiserlichen Macht und unter der Katastrophe der Hunnen-, Normannen- und Sarazenen-einfälle in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zusammenbrach. Es folgte das «saeculum obscurum» mit seinem völligen Verfall jeder geistlichen wie weltlichen Autorität und einer radikalen Barbarisierung des kulturellen Lebens. Das 910 gegründete Cluny bildet einen ersten Kristallisierungspunkt im Bodenlosen und Formlosen: hier zuerst machte man wieder Ernst mit der Befolgung einer asketischen Klosterzucht, mit der Anerkennung einer geistigen Autorität an Stelle der baren Gewalt. Wie sehr ganz Europa auf einen solchen Ansatz zur Gesundung gewartet hatte, beweist der Erfolg: tausendvierhundertfünfzig Abteien sind von Cluny aus gegründet oder an Cluny angeschlossen worden, und die ordnenden Kräfte der Reform greifen tief in das Leben der Laien ein und schließlich auch in das Verhältnis von Kaisertum und Kirche.

Werner Weisbach zeigt, welche Folgen sich aus der kluniazensischen Reform für die Architektur und Plastik des späten 11. und des 12. Jahrhunderts ergeben. Er zeigt, wie eine bestimmte Bereicherung der um den Altar gruppierten Räume den neuen liturgischen Anforderungen entspricht; kluniazensisch ist aber auch ganz allgemein eine bestimmte Klärung und Straffung des Kirchenraumes, eine Steigerung seiner Höhe, der Verzicht auf Krypten und Westemporen; der deutsche Zweig der Reform, ausgehend von Hirsau in Schwaben, lehnt sich an das Vorbild der altchristlichen Basilika an — wofür das Allerheiligenmünster in Schaffhausen ein Beispiel höchsten Ranges bildet. Als kluniazensisch weist Weisbach auch die ganze unheimliche Welt finster-erhabener, heiliger Gestalten, drohender Tiere und fratzenhafter Höllendämonen nach, die dem Betrachter mahnend und schreckend an Portalen und Kapitellen entgegentreten, um ihm die Verworfenheit der Sünde und das drohende Weltgericht eindringlich vor Augen zu führen. Daß das Aufblühen der Skulptur mit Cluny zusammenhängt, hat u. a. auch schon Emile Mâle betont, aber Weisbach gibt eine über das bisher Bekannte hinausgehende Ikonographie dieser Skulpturen; er zeigt, wie diese Motive von Frankreich aus auf alle anderen Länder ausstrahlen, so daß sich daraus ein Gesamtüberblick über die Plastik der romanischen Zeit ergibt. Vor diesem dunklen Hintergrund hebt sich dann sehr schön die mildere, menschlichere Welt der beginnenden Gotik ab, in der sich zwei neue Strömungen vereinigen,

eine neue Art von Religiosität von innigerer, mystischer Färbung, die sich in das Erdenleben und die Passion Christi vertieft und Maria als Jungfrau und Mutter verehrt, während beide vorher in abstrakter Jenseitigkeit abgebildet wurden als drohender Herrscher des Endgerichts und als starr-thronende Himmelskönigin. Es ist der heilige Bernhard von Clairvaux, der Gründer des Zisterzienserordens, in dem dieser neue Frömmigkeitstypus erstmalig in Erscheinung tritt, und seine Ordensgründung war dazu berufen, an Weltgeltung die Kluniazenser abzulösen. Die andere Strömung war eigentlich nur die weltliche Seite des gleichen neuen Existenzgefühls: das höfische Rittertum mit seiner Eleganz und seinem Minnedienst. Es war aber auch wieder Cluny, das dieses neue Ideal, das schließlich das mönchische zurückdrängt, selbst großgezogen hatte, indem es durch den Kult ritterlicher Heiliger und den Einbau kirchlicher Weihe in die Zeremonien des Rittertums dieses verchristlicht und ihm eine neue, religiöse Rechtfertigung und Zielsetzung gegeben hatte. Und so erhebt sich zu Ende des 12. Jahrhunderts aus der düster-erhabenen mönchischen Welt der romanischen Zeit, jung und strahlend und geschmeidig die Welt der Gotik.

PETER MEYER

## REICHSGEIST UND SCHWEIZERGEIST

In der Schriftenreihe des Zürcher Schriftstellervereins (Volksverlag Elgg) erscheint ein Vortrag, den sich der genannte Verein letzten Winter zweimal hintereinander hat halten lassen. Dieses dreimalige Patentreffen eines Vereins von Fachleuten genügt als Empfehlung der literarischen Qualitäten des Bändchens von *Roman Boos*, und der Präsident des Vereins, Max Gertsch, bezeugt ihm im Vorwort überdies den starken Eindruck, den der Redner in Zürich hinterlassen hat. Es mag hier ein Zeugnis vorliegen für den geistigen Kampf, der bei abklingendem Waffengetöse mit neuen Kräften angehoben hat (und hoffentlich wird das «gewaltige geistige Ringen» daraus, das Gertsch kommen sieht). Es ist ja wahr, zu allen Schablonen, die Europa geistig einengten, kommt nun noch das militärische Schema außereuropäischer Sieger, deren Bequemlichkeit auch dort zum Vereinfachen drängen könnte, wo nicht ohnehin das Kommunisieren und das Standardisieren eine weitgreifende Gleichmacherei befürchten lassen. Der europäische Geist aber ist mit Ein-topfgerichten nicht zu ernähren.

Roman Boos hebt die Schweiz, wie sie sich selber und altem Reichsgeist treu geblieben ist, von dem ab, was das Deutsche Reich aus sich gemacht

hat. Er zeichnet in stärksten Zügen die Entartung der Reichsidee, die zum Hausbesitz Habsburgs erniedrigt wurde (er spricht von dem, was etwa Thieme im «Schicksal der Deutschen» übergeht), und er zeigt, wie vorab die Urner, die sich durch eine gewaltige Anstrengung von dem zwischen Habsburg und Kaiser Friedrich II. abgeschlossenen Schacher loskaufeten, einer alten, echten Idee treu blieben, indem sie verantwortliche Träger der Reichsgemeinschaft sein wollten, auch in einer Zeit, als ringsum «geduckt und gekrochen» wurde. Die Eidgenossen retteten 1499 das alte Recht, dessen Träger jeder Volksgenosse war, als Maximilian das Reichskammergericht einsetzte, das alle Reichsvölker einem auf ganz anderem Boden gewachsenen Recht untertan machen wollte (dem römischen Recht, das Hörige in den Stand der Sklaven erniedrigen sollte). Boos hat das lebhafte Gefühl für die tiefgreifende Bedeutung jenes Ringens, das die Schweiz von dem immer volksfremder werden den Reiche trennte, während ein Verehrer alles Römischen wie G. de Reynold in einem seiner Bücher bekennt, daß er im Schwabenkrieg keinen rechten Sinn finde.

Boos verfolgt in weitgreifender Uebersicht die Entwicklung Deutsch-

lands vom ersten Abweg an bis in die Tiefe des «Dritten Reiches», das er «das Tierreich» nennt, aus dessen Trümmern Europa wieder zu einem «Menschenreich» emporsteigen soll, einem Reich, über dem die Fahne der Menschlichkeit wehen müßte. Er hält der Verirrung des Deutschen Reiches die den alten, echten Idealen im Ganzen und im Grunde treu gebliebene Schweiz entgegen, die einen weit über ihre Grenzen hinausstrahlenden Gemeinschaftsgedanken in sich trägt und ausstrahlen lassen soll.

Der Verfasser ist ein Meister der geprägten Formel, der geistreichen Deutung und Variation eines Begriffes — was versteht er nicht aus der fatalen Lehre von den «zwei Schwestern» alles herauszuholen! Er leuchtet ein, soweit er Feststehendes beleuchtet, auch wenn er die Dinge dichterisch verklärt. Aber es gibt doch Stellen, wo ein Leser stutzten kann.

Als Anthroposoph führt Boos letzten Endes alles auf den Menschen zurück, und keine Organisation kann ihm etwas gelten, die dem Menschlichsten, dem Innersten, dem Gewissen des Individuums, nicht Raum gibt. Da dürfen wir nicht vergessen, daß die Regel, die nach der Reformation zur Festigung des deutschen Potentatentums am meisten beigetragen hat: «Cuius regio, eius

religio», genau gleich auch in unserer Eidgenossenschaft gegolten und zu viel Unfrieden und Vergewaltigung geführt hat, auch wenn die Schweizer ihre Religions- wie ihre Bauernkriege viel menschlicher führten als alle anderen Nationen.

Boos findet, die Freiheitsformeln der Französischen Revolution hätten die Entwicklung der eidgenössischen Freiheit verbogen und gehemmt. Wer wie er auf die Freiheit des menschlichen Gewissens abstellt, der muß aber doch wohl dafür dankbar sein, daß die amerikanisch-französische Revolutionsideologie Menschenrechte und eine weite staatsfreie Sphäre des Bürgers proklamiert hat. Erst nachher hörten in der Schweiz zum Beispiel die Täuferverfolgungen auf! Von einer Entwicklung der Freiheit aus dem eigenen Kern war damals unter hoffnungslos erstarrten obrigkeitlichen Krusten wenig zu hoffen.

Also ein Vorbehalt gegenüber einer allzu schönen Darstellung des schweizerischen Geistes ist recht wohl möglich, und so kann man vielleicht sogar ein Tröpfchen Bescheidenheit in den edlen Wein der Begeisterung schütten, die unser Land zum Träger eines neuen internationalen «Reichsgeistes» macht. Ein schönes, geistvolles, anregungsreiches Büchlein aber haben wir doch zu verdanken.

ERNST SCHÜRCH

## X, MEIN PARTNER

Ein junges deutsches Bürschlein verläßt 15jährig seine Mutter, eine fromme Witwe, und schmuggelt sich als Schiffsjunge auf einem Rheindampfer aus dem Dritten Reich hinaus nach Holland. Kräftig und tapfer packt er Arbeit an, wo er welche findet, und schlägt sich durch, so gut er kann, bis ihn die gierige Springflut des Kriegs einzuholen versucht. Man verhaftet ihn in Belgien, transportiert ihn auf schauderhaften Reisen nach Frankreich und sperrt ihn dort in das Lager Gurs, bis ihm eines Tages die Flucht in die Freiheit gelingt, und das heißt in die Schweiz.

Enthielte das kleine Buch, das unser Flüchtling über seine Erlebnisse geschrieben hat, nichts anderes als diese Mitteilungen, so wäre es nur ein — gut geschriebener — Beitrag mehr zu der Geschichte der grausamen und schrecklichen Jahre, von denen man hoffen möchte, sie lägen nun hinter uns. Aber Sammy Schmitt ist ein Fall für sich, weil er ein tätiger und praktischer Christ ist, ein leidenschaftlich gläubiger Mensch, wie er mindestens unter den Schreibenden unserer Tage selten geworden ist.

«Ich will dir sagen, was ich heute für

nötig halte», sagt er zu seinem Kameraden, «daß es Menschen geben möchte, die sich ganz für Christus einsetzen, so wie das Paulus tat. Paulus bediente sich aller ihm gegebenen Mittel, um den Menschen Christus zu bringen: der Philosophie bei den Griechen, der Kenntnis des Gesetzes bei den Juden, seines Berufes als Handwerker, um der arbeitenden Schicht nahezukommen, seiner Ketten als Gefangener, um mit den Entretenden zu sprechen...»

Es lohnt sich, Schmitts Buch zu lesen (das der Wanderer-Verlag, Zürich, herausgebracht hat). Die Zeitungen verkünden, die Tyrannie sei nun wenigstens in einigen Ländern gestürzt worden; aber wer näher hinsieht, entdeckt, daß schon wieder neue Formen der

Unterdrückung sich zu regen versuchen, und wie ehedem die Bourbonen, haben auch heute die Unterdrückten von gestern wenig gelernt und nichts vergessen. Ein Ismus sucht den andern abzulösen, und statt die Bleikammern des Reichsschrifttums zu zerstören, versucht man, sie — umzubesetzen! Man war für die Priester, solange sie bedrängt wurden; nun, da sie aufgehört haben, ein zügiges Objekt gewisser Propagandisten zu sein, wendet man sich ebenfalls gegen sie und ihre Anhänger. Statt der Freiheit verkündet man andere Weltanschauungen, und es geschieht nicht zuletzt aus diesem Grund, daß ich mir erlaube, auf Schmitts tapferes Büchlein hinzuweisen.

BERNARD VON BRENTANO

## B R I E F E A N D I E N S R.

### *BEITRAG EINER HOLLÄNDERIN ZUR «DEUTSCHEN FRAGE»*

Soeben aus einem Lande kommend, in dem nach jahrelanger Unterdrückung alles Deutsche gefühlsmäßig und diskussionslos abgelehnt wird, verfolge ich mit Interesse, wie in der neutralen Schweizer Presse das Problem «Deutschland» besprochen wird. — Deutsch gebürtig, in der Schweiz erzogen und in Holland verheiratet, habe ich dieses Problem sozusagen am eigenen Leibe erlebt und möchte mich kurz dazu äußern:

In einem Artikel der «Neuen Schweizer Rundschau» vom Oktober 1945, «Die deutsche Frage», wird aus einem Buch von Wilhelm Röpke zitiert: «... daß die Deutschen, die heute zum odium generis humani geworden sind, ein Volk sind, dem das Schicksal übler mitgespielt hat als irgendeinem andern... Diese einzigartige Geschichte hat... tiefe Spuren im deutschen Charakter zurückgelassen und die Deutschen zu einem der problematischsten, kompliziertesten und schließlich bestgehaßten Völker gemacht.»

Bei diesen Worten mußte ich daran denken, wie ich mir in Holland, meiner neuen Heimat, anfangs selbst oft «problematisch», «kompliziert» und daher «unverstanden» vorkam und wie ich es erst im Laufe der Jahre, durch den Kontakt mit der natürlich sicheren und unpathetischen Art des holländischen Volkes lernte, ruhig und bescheiden meiner «selbst bewußt» zu werden, ohne Vergleiche zu ziehen oder Werturteile zu fällen. — Ich glaube, daß eine der größten Schwächen des deutschen Charakters darin liegt, sich aus «überkompensiertem Minderwertigkeitsgefühl», wie es die Psychoanalyse nennt, besonders tragisch, unverstanden oder schicksalverfolgt zu fühlen. Von hier aus ist es nur ein Schritt bis zu der gefährlich verbreiteten nationalistischen Wahnidee: «Wir sind eben so tüchtig, das gönnen uns die andern nicht!» Die «bösen andern» und «wir, das tragische Volk!» — Fühlt man den Teufelskreis?

In einem anderen Artikel des genannten Heftes der «Neuen Schweizer Rundschau» beschäftigt sich Walter

Zöllner mit der «deutschen Intelligenz». Er führt darin u. a. aus, daß noch im furchtbaren Kriegswinter 1944/45 sich Deutsche zu Hauskonzerten oder philosophischen Vorlesungen zusammenfanden, man «baute an einer inneren Welt gegen die verfallende äußere». Als habe er unwahrscheinliches Lob gespendet, fügt der Verfasser hinzu: «Es mag vielleicht so aussehen, als ob ich...phantasiert oder idealisiert hätte» — doch sind wir geneigt, ihm aufs Wort zu glauben. O ja; genau so nämlich trieb die deutsche Intelligenz gute Musik und hohe Philosophie, während Herr Hitler das Staatsruder ergriff, während er sie in einen neuen, entsetzlichen Krieg verwickelte und während Tausende von unschuldigen Landsleuten verfolgt und gemartert wurden. Das denkende Deutschland philosophierte, setzte sich begrifflich mit der Zeit auseinander, war für oder gegen den Nationalsozialismus und bewegte sich auf einer höheren Ebene «jenseits von Gut und Böse» — selten aber griff diese «höhere Sphäre» in die Wirklichkeit ein, selten wurde nach Erkenntnissen auch gehandelt. Die Wirklichkeit hieß Pflicht und blinder Gehorsam, achselzuckend kamen die meisten den langsam sich enger ziehenden Vorschriften nach — was sollte man machen? «Die Zeit ist hart» — «Wo gehobelt wird, fallen Späne», hießen die Schlagworte.

Diese Wirklichkeitsferne ist wohl ein zweiter Grundfehler des deutschen Charakters. Geistig hochentwickelt, ist der Deutsche politisch völlig unreif; die deutsche Intelligenz entzog sich der geschichtlichen Verantwortung, indem sie alles, was in ihrem Namen geschah, als unabwendbare Naturkatastrophe betrachtete.

Es ist sehr zu hoffen, daß nach dieser entsetzlichen Niederlage das deutsche Volk und in erster Linie die deutsche Intelligenz sich bewußt wird, daß es nicht genügt, zu denken, sondern daß es auch gilt, dem Denken gemäß zu handeln. Sonst bleibt das Denken ein

Teufelskreis, in dem sich auch hohle patriotische Phrasen und Schlagwort-Sophistereien gefällig einschleichen können. «Die Deutschen wissen immer alles so gut in der Theorie», pflegte mir ein englischer Freund ein wenig spöttisch zu antworten, wenn ich etwa ein treffendes Goethe-Wort anführte, das beweisen sollte, daß Deutschland und Hitler-Deutschland zweierlei sei.

Er hatte recht, Theorie in diesem Fall gering einzuschätzen. Ein Volk mit dieser geistigen Tradition *durfte* nicht naiv, ahnungslos, «harmlos und nur verführt» sein, wie man gern zu seiner Verteidigung anführt. — Thomas Mann spricht in seinem Brief an Walter von Molo (der ebenfalls im Oktober-Heft der «Neuen Schweizer Rundschau» abgedruckt war) von einer gewissen «Ahnungslosigkeit, Gefühllosigkeit», die ihn in Zuschriften aus Deutschland anspricht. «Es war nicht erlaubt», schreibt er weiter, «es war unmöglich, ‚Kultur‘ zu machen in Deutschland, während rings um einen herum das geschah, wovon wir wissen.» Doch: «...sonderbar, es scheint dafür an jedem Gefühl zu fehlen».

Nicht die Existenz der Konzentrationslager legt die denkende zivilisierte Welt dem deutschen Volk zur Last, sondern daß, während Hitlers Methoden sichtbar an Grausamkeit und Härte zunahmen (und man Böses im Hintergrund zumindest ahnen mußte!), die «deutsche Intelligenz» Goethe zitierte und Mozart spielte und es zuließ, daß Herr Goebbels mit ihrem besten Geisteserbe nationalsozialistische Kulturpropaganda trieb.

Wahrscheinlich wird es erst Frieden geben, wenn auf dem Wort «deutsch» überhaupt keine Betonung mehr liegt, weder eine überhebliche noch eine gehässige noch eine mitleidige. Dann erst wird das deutsche Volk — aus dem Teufelskreis hohler Begriffe erlöst — sich einfach und unauffällig in den Völkerreigen einfügen können.

CHRISTIANE ROOSEBOOM-OSANN